

Christian Horn

Darstellung kriegerischer Gewalt

Ausstellungsmacher am 30. Oktober 2014 in der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig im Gespräch über »Darstellung kriegerischer Gewalt« in Museen anlässlich der Erinnerung zum Ersten Weltkrieg

Aus dem Zwiespalt kommt kein Museum heraus: Das Undarstellbare, zu dem der Erste Weltkrieg zweifelsohne zählt, darstellbar zu machen. Darüber waren sich der Historiker Gerd Krumeich und der Ethnologe Volker Rodekamp einig. Krumeich, einer der renommiertesten Wissenschaftler zur Geschichte des Ersten Weltkriegs, und Rodekamp, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig, eröffneten den Workshop »Darstellung kriegerischer Gewalt« am 30. Oktober in der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) in Leipzig, zu dem sie der Direktor des Hauses Michael Fernau begrüßte. Auch Stephanie Jacobs und Sylvia Asmus stimmten dieser Ausgangssituation jeder Ausstellung zu, die sie als Leiterinnen des Deutschen Buch- und Schriftmuseums beziehungsweise des Deutschen Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek erarbeiten. Mit dieser Einigkeit hatte die folgende Diskussion mit weiteren Beschäftigten der DNB aus den Bereichen Ausstellung und Öffentlichkeitsarbeit ihren eigentlichen Ausgangspunkt gefunden: Um welchen Preis das, was nur bedingt museal reproduzierbar ist, zur Darstellung kommen kann und soll.

Das Ob als eine Funktion des Wie?

»Man kann es nicht nachempfinden, man muss es verstehen«, brachte Krumeich bereits zu Beginn seines Impulsvortrags seine folgenden Ausführungen auf den Punkt. Wie solle der Kanonendonner, den man noch in Trier aus Verdun vernahm, in einer Ausstellung dargestellt werden, fragte er in die

Runde. Sein Stirnrunzeln und sein Tonfall machten deutlich, dass es sich dabei bloß um eine rhetorische Frage handelte. Und er legte nach. Nicht nur die räumlichen und die physikalischen Dimensionen des Ersten Weltkriegs würden Museen an die Grenzen ihrer Möglichkeiten historischer Darstellungen bringen. Das Problem sei ein grundsätzlich ästhetisches: Der Tod durch Granaten kam schneller als jedes Geräusch, wie aus dem Nichts. Die Granaten, die man hörte, seien nicht die eigentliche Gefahr gewesen. Für diese Plötzlichkeit und Absolutheit der Ereignisse gebe es keine adäquaten Darstellungsformen.

Mit postmoderner Verve umriss Rodekamp die Anforderungen der Museumsarbeit. »Die museale Erzählung ist eine eigentlich neue Welt. Es gibt keine adäquate Darstellung von Krieg im Museum.« Er malte sein Verständnis von Museen in kreativer Hinsicht aus: »Wir sind ein Medium der Information, der Unterhaltung und des sinnlichen Erlebens.« Zugleich ließ sein Selbstverständnis als Museumsleiter aufklärerische Strenge erkennen, wenn Rodekamp »Didaktik« und »Bildungsauftrag« als Bestandteil guter Museumsarbeit auswies.

Jacobs, die sich zum Zeitpunkt des Workshops mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Deutschen Buch- und Schriftmuseums in der Vorbereitung der Ausstellung »Kindheit und Jugend im Ersten Weltkrieg« befand, teilte zwar die Annahme, dass jede Ausstellung eine Narration mit den ihr gegebenen Mitteln zu schaffen habe. Sie plädierte aber auch dafür, Mittel der Irritation und Provokation zuzulassen: »Man sollte ein Gefühl der Katastrophe erzeugen, ohne sie nachzustellen. Inszenierung: ja, schockierende Zeugnisse von Gräueln und Gewalt: nein, denn das Grauen ist nicht erkenntnisfördernd.«

Eigenschaften der Gewalt

Weniger kontrovers als das Wie der Gewaltdarstellung fielen die Statements über wesentliche Merk-

male der Gewalt im Ersten Weltkrieg aus. »Abschlachten gab es in allen Kriegen«, konstatierte Krumeich. Ein besonderes Merkmal des Tötens im Ersten Weltkrieg sei es gewesen, dass vier Fünftel der Menschen durch Fernbeschuss gefallen seien. Gasangriffen hingegen seien rund drei Prozent der Soldaten zum Opfer gefallen. Obgleich es noch keine institutionalisierte Form der Propaganda gegeben habe, sei der Erste Weltkrieg doch die erste kriegsrische Auseinandersetzung gewesen, die auch als ein »Krieg der Worte« und mit massiven propagandistischen Instrumenten geführt worden sei. Dies sei eine qualitative Neuheit der Kriegsführung gewesen. »Bereits der Glanz des Militärischen ist eine Form von Inszenierung«, machte Rodekamp deutlich. Er wies darauf hin, dass sich ein negatives Verständnis von Krieg und Gewalt erst nach 1918 ausgebildet habe. Und dass umgekehrt, hinsichtlich der zuvor positiven Sichtweise auf Krieg und Gewalt, auch die Institutionsgeschichte des Museums zu betrachten sei: »Das Museum ist gewissermaßen ein Kind des Krieges, ein Trophäenort.«

Wahrhaftigkeit der Erinnerung

Im Dialog über Ausstellungskonzeptionen zeichneten sich auch unterschiedliche Vorstellungen über die »Wahrheiten« ab, die eine Ausstellung über den Ersten Weltkrieg zu vermitteln habe. Während Jacobs sich dafür aussprach, auch die emotionale Komponente und damit eine multiperspektivische Erzählweise zu stärken, nannte Krumeich Erzählinien als das Leistungsziel – mit anderen Worten die Geschichte des Ersten Weltkriegs wissenschaftlich als Ursache und Folge diverser politischer, technischer, mentaler und sozialer Entwicklungen zur Darstellung zu bringen. Rodekamp distanzierte

sich von Krumeichs Ideal und nannte stattdessen die »Vielzahl von Erzählungen«, denen es Gültigkeit zu verschaffen gelte. Museen als Institutionen, die ihrer Idee nach Ordnung in die »Inkarnation des Chaos – den Krieg« bringen wollten, hätten eben deshalb auch ihren eigenen Raum – also die eigene institutionelle Konstruiertheit – zu thematisieren. Um vielfältige Geschichten darzustellen, so Sylvia Asmus, eigne sich ergänzend oder alternativ auch das Internet. »Gerade weil die Grenzen physischer Räume hier keine Rolle spielen, können vielfältige Perspektiven gezeigt und dank der flexiblen Technologien auch von den Ausstellungsbesuchern individuell navigiert werden. Zudem kann die virtuelle Präsentation dort als bewusstes kuratorisches Mittel eingesetzt werden, wo ein Bestaunen von Originalen dem Ausstellungskonzept entgegenstehe.«

Im Hinblick auf die Inszenierungsmöglichkeiten von Museen mahnte Krumeich aber auch, sich von dem museumstechnisch Möglichen nicht verleiten zu lassen und historisch exakt zu denken. »Die Leichenberge, die wir heute imaginieren, hat man damals nicht gesehen.« Rodekamp sensibilisierte für diesen Punkt ebenfalls: »Alle Darstellungen in Ausstellungen ergeben sich aus der heutigen Perspektive, das heißt, Geschichte ist unsere Vorstellung von der Vergangenheit.« Zugleich wurden auch hier die grundsätzlichen Auffassungen Krumeichs und Rodekamps zur Geschichtsvermittlung deutlich: Während Krumeich aus der Vielzahl der Ereignisse eine Geschichtserzählung filtern und aus der Tiefe des realen historischen Raums aufbauen möchte, setzt Rodekamp voraus, dass wir Geschichte immer aus dem Heute heraus und durch vielzählige Brenngläser betrachten, hinter die man nicht zurückgehen kann, deren Existenz man sich dafür aber vergegenwärtigen sollte.